

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 9

Artikel: Das Studentenlied
Autor: Jucker, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065283>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS STUDENTEN LIED

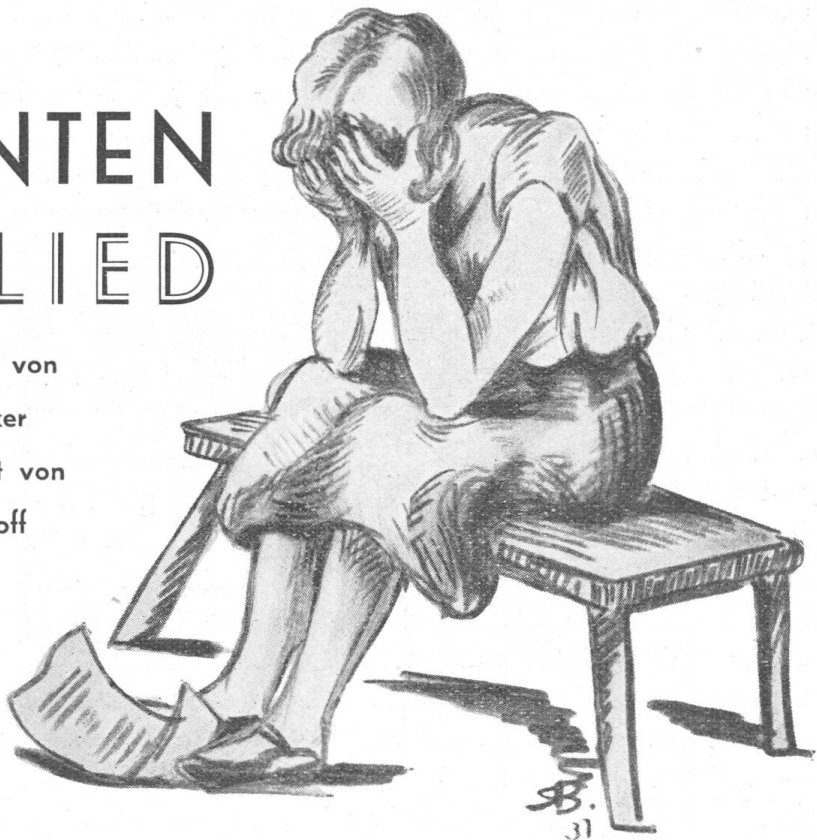
Novelle von

W. Jucker

Illustriert von

S. Bischoff

Wir haben ein paar Jahre in Mannheim gelebt, meine Frau und ich. Wir liebten die Stadt nicht, wir hatten, wie man so sagt, keine innern Beziehungen zu ihr. Eigentlich mit Unrecht; wir haben in ihr gut und angenehm gelebt und zufrieden, soweit ein Mensch überhaupt zufrieden leben kann. Aber wir hätten ihr jederzeit aufatmend den Rücken gekehrt, wenn wir die Möglichkeit dazu gehabt hätten. Und dass es einen Menschen gäbe, der sich aus der Ferne just nach dieser Stadt sehnte, die ihm doch ganz fremd und unbekannt war — das hätten wir uns nicht träumen lassen. Es ist eine ganz reizlose Stadt, es gibt sicher wenige so reizlose Städte. Wer stirbt, ohne sie je gesehen zu haben, hat nichts verfehlt. Schon wie sie gebaut ist: rechteckig und eingeteilt wie ein Schachbrett, mit Nummern und Buchstaben, eintönig und trocken, und die Strassen, die keine Namen haben, alle schnurgerade, und endlos lang und nüchtern wie eine Mathematikstunde. Irgend- ein Kurfürst aus der Pfalz hat den Grös-



senwahn gehabt, mit dieser Bauart den grossen Alexander nachzuahmen, der Alexandrien an der Nilmündung so gebaut hat.

Hier mündet der Neckar in den Rhein. Wenn man das hört: Neckar und Rhein! — da könnte man meinen —! Ach, weit- gefehlt! Weder ist der Rhein hier « wein- umlaubt », noch kann der Dichter hier vom Neckar singen « klar ziehn des Stromes Wellen! » Das mag hundert Kilometer weiter oben der Fall sein, doch nicht mehr hier in diesen öden Industrie- und Handelshäfen.

Nein, wir liebten die Stadt nicht. Aber dass sich ein Mensch in der Welt draus- sen hierher sehnte, sich wegsehnte aus einem schönen, einem grossartigen und reichen Erdenwinkel in diesen numerier- ten Steinkasten hier, der ihm doch weder Heimat noch Vaterstadt war — dass es

einen solchen Menschen gab! Meine Frau reichte mir kopfschüttelnd den Brief, der das Unglaubliche enthielt. Sie hatte Bekannte in St. Maurice im Wallis, und die schrieben ihr, ein Mädchen in Lavey suche eine Stelle in Mannheim (es müsse just in Mannheim sein, in keiner andern Stadt!), eine Stelle als Stütze der Hausfrau oder so etwas; Familienanschluss erwünscht, gute Behandlung und so weiter. Das Mädchen möchte hier deutsch lernen; ob meine Frau zufällig etwas wisse und vermitteln könne?

Ausgerechnet in Mannheim! Deutsch lernen könnte sie doch in der Schweiz auch! Da lerne sie eben Berndeutsch oder Zürcherdeutsch, und sie wolle offenbar ein richtiges Hochdeutsch lernen, meinte meine Frau. Na, unser Manemerdeutsch! — Vielleicht hat sie Bekannte hier? — Dann hätte sie sich an diese gewandt und nicht an uns. — Allerdings. Also, was meinst du dazu?

Wir liebten es, allein zu sein. Wir hatten uns bis dahin ohne Dienstboten beholfen, zwei Jahre schon. Abends daheim, Zeitungen lesend, Zigaretten rauchend, meine Frau und ich ganz allein, kein Wesen sonst im Haus, kein Dritter, der durch sein blosses Hiersein störte oder gar etwas wissen oder haben wollte — man nennt das den Zauber der stillen Häuslichkeit. Die sonderbare Absicht des fremden Mädchens in einem kleinen Walliserdorf brachte ihn auf einmal in Gefahr. Das sah ich ja ein: mit einer Stundenfrau, die wöchentlich ein paarmal kam, war meiner Frau auf die Dauer zu wenig geholfen, so eine « Stütze der Hausfrau » hatte in der Tat viel für sich; nur war dann eben der Dritte da und unsere Abende allein — aber meine Frau

wandte ein, dass wir dem Mädchen ja abends Ausgang geben könnten. Ein Seufzer der Ergebung, und die Sache war beschlossen. In Gottesnamen.

Um es gleich zu sagen: Wir haben es nicht bereut. Die Madeleine Dubour, die da aus der Schweiz nach Deutschland kam, aus der kleinen Wirtschaft ihres Vaters in Lavey im Wallis in unser Haus im Q 7-Block in Mannheim, hat uns nicht enttäuscht. Sie war jung, etwa zwanzig, hübsch, und — für uns zunächst die Hauptsache — sie verstand sich ausgezeichnet auf die Hauswirtschaft, fand sich in der neuen Umgebung überraschend schnell zurecht, tat alles, was man ihr auftrag, gern und gewissenhaft, war ein stiller freundlicher Hausgenosse, wie wir ihn nicht besser hätten wünschen können.

Als sie kam, sprach sie kein Wort deutsch. Sie habe nie Gelegenheit gehabt, es zu lernen, weil sie immer zu Hause gewesen sei. Nach dem Tod ihrer Mutter habe sie im Gasthof ihres Vaters den Haushalt führen müssen; aber jetzt sei ihre jüngere Schwester an ihre Stelle getreten, und jetzt wolle sie nachholen, was sie versäumt habe, und eben hier in Mannheim wolle sie das.

Und sie schien wirklich dafür am richtigen Orte zu sein. Sie lernte leicht und rasch, wir sprachen ihr zulieb in ihrer Gegenwart nicht mehr unsere schweizerische Mundart, sondern das Deutsch, das sie lernen wollte, und sie lernte mit einer Hingabe und einem Eifer, der uns ebenso in Erstaunen setzte wie ihre unverhüllte Liebe zu der Stadt. Sie liebte diese Stadt! Sie fand die Stadt entzückend, sie fand das Schloss grossartig, sie fand den Rhein gewaltig. Sie fand den Schlosspark am Rhein, in dem es der Stechmücken

wegen kein Mensch aushalten kann, schöner als die Kastanienwälder daheim, sie bewunderte die Wasserkünste am Wasserturm mehr als das Schäumen der Rhone und die stille blaue Grotte in St. Maurice.

Warum in aller Welt? Wir hatten sie schon ein paarmal danach gefragt, aber die Madeleine lachte nur und wich aus. Ob wir denn nicht wissen dürften, was sie hierhergezogen habe? O doch, aber jetzt noch nicht! Später, wenn sie einmal so gut Deutsch gelernt habe, dass sie uns das deutsch erzählen könne. Sie könne das nur deutsch erzählen. Wir mussten uns gedulden.

Im Frühjahr war sie gekommen, an den langen Sommerabenden war sie oft durch die Stadt gestreift und immer glücklich und heiter nach Hause zurückgekehrt. Jetzt war's Herbst, Neckar und Rhein schleppten ihre Nebel über die Stadt; wir sassen öfters abends zusammen, und an einem dieser Herbstabende hat die Madeleine erzählt.

Es ist eigentlich ganz unzeitgemäss, das wieder zu erzählen. Denn es ist ein Stück Romantik, die's ja nicht mehr gibt. Die Zeit ist über sie hinaus, sie hat andere Sorgen und andere Werte. Es ist eine Liebesgeschichte — was könnte es anderes sein! Es ist viel Sentimentalität darin, aber auch viel Leidenschaft und Hingabe und so gar nichts von der kühlen Sachlichkeit, aus der jetzt die Liebe bestehen soll. Wir hörten zu, ein wenig überlegen, ein wenig kritisch und mit einem stillen Lächeln über soviel junge Schwärmerei.

Waren da eines Tages drei Studenten in den Gasthof ihres Vaters gekommen, zwei Deutsche und ein Schweizer, der in

Heidelberg studiert hatte und nun in den Sommerferien die beiden, die er dort kennengelernt, zu einer Wanderung durch die Schweiz eingeladen hatte. Sie waren durch den Jura hinab an den Genfersee gekommen, waren den See hinaufgefahren und wollten nun durchs Wallis hinauf und über den Simplon an die Oberitalienischen Seen. Sie blieben über Nacht, und am andern Morgen hatte einer der beiden Deutschen das Missgeschick, sich auf der Treppe den Fuss zu vertreten. Es war nicht schlimm, aber es schmerzte doch recht empfindlich, und es war nicht daran zu denken, dass er die Wanderung fortsetzen könne. Sie blieben alle drei noch einen Tag hier, aber dann entschlossen sich die zwei andern, allein weiterzumarschieren; der dritte sollte ihnen sobald als möglich mit der Bahn nachkommen.

So blieb denn der Student in dem kleinen Walliser Gasthof und pflegte seinen Fuss. Das heisst: die Madeleine pflegte ihn, machte ihm kalte Umschläge und vertrieb ihm die Langeweile und den Kummer über die verscherzte Ferienwanderung. Denn es zeigte sich bald, dass die Verletzung längere Zeit zur Heilung brauchte, als er anfangs gedacht. Es waren schon acht Tage vergangen, und er humpelte immer noch nicht weiter als von der Stube in den Garten und vom Garten zurück in die Stube, und immer auf die Madeleine gestützt, ohne die es noch immer nicht gegangen wäre.

Und der Madeleine eilte es nicht. Der Student war ein fröhlicher Kumpan, er radebrechte recht ordentlich französisch, sie verstanden sich ausgezeichnet, und vor allem: er sang wunderbar zur Laute. Die Madeleine hatte eine alte Laute, und

als der Student sie entdeckte, musste sie gleich nach Montreux fahren, um die fehlenden Saiten zu ersetzen. Und dann sang der Student. Er sang deutsche Studentenlieder, die sie nicht verstand und die ihr doch das schönste schienen, was sie je gehört. Da sassen sie abends hinten im Garten unter der alten Kastanie, da hatte der Vater, der den Studenten auch gut leiden mochte, eine Flasche Walliser aus dem eigenen Weinberg auf den runden Steintisch gesetzt, da stand über dem Tale der helle Mond — du lieber Gott, was braucht es mehr? Und zwei, die jung sind, da mitten drin, ein flotter Bursch und ein unerfahrenes Mädel, und dazu in der Lage, die Mann und Frau einander am ehesten nahe bringt: wenn er ihrer Fürsorge bedarf und sie ihm ihre Fürsorge schenken kann — was wunders, dass es kam wie es kam!

Die Madeleine erzählte nicht alles. Es blieb manches ungesagt, aber so ist's ja in diesen Dingen: meist reden da die Augen deutlicher als der Mund, und das Verschweigen ist beredter als das Gestehen. Er hat sie einmal geküsst — ach, mehr als einmal! Er hat sie zu sich hinabgezogen, und sie hat sich nicht gewehrt.

Von allen Liedern, die er sang, sang er eines am schönsten. Und dabei habe er sie immer so seltsam angesehen, so lachend und übermütig, sie sei nie recht klug geworden, was alles in seinen Augen funkelte, wenn er dieses Lied sang. Es seien ein paar wechselnde Zeilen gewesen, und dann seien immer wieder die gleichen Worte gekommen. Was sie bedeuten? Sie fragte ihn oft, aber er tat geheimnisvoll und verriet nichts; er sagte

nur etwas, das sie nicht begriff, er sagte, das Lied sei die Wahrheit. Die Wahrheit, ja; alle andern seien nur Dichtung, aber dieses Lied enthalte die Wahrheit. Die Madeleine bat und schmeichelte. Ob sie denn die Wahrheit nicht wissen dürfe? Aber er lachte, der Wahrheit dürfe man nicht so ohne weiteres ins Gesicht schauen. Das verstand sie wieder nicht, sie bat und schmolte, und schliesslich liess er sich erweichen: er schrieb ihr das Lied auf, auf einen schönen grossen Bogen himmelblaues Papier, das sie extra dafür gekauft hatte. Aber sie musste ihm heilig versprechen, dass sie es erst dann lesen oder von jemandem, der es verstand, lesen und übersetzen lassen wolle, wenn er wieder über die Berge davongezogen sei. Wenn sie ihn dann noch suchen wolle, dann werde sie ihn finden.

Der Fuss heilte, es musste ein Ende sein. Der Student konnte jetzt wieder allein gehen, und in der Nacht, bevor er verreiste, hörte die Madeleine, wie er leise aus seinem Zimmer, das neben dem ihren lag, an ihre Tür schlich und auf die Klinke drückte. Aber der Riegel war zu. Und drin lag die Madeleine auf ihrem Bett, und ihr Herz pochte so laut, dass sie meinte, der Student vor der Tür müsse es hören. Er klopfte ganz leise an, einmal und noch einmal, aber sie rührte sich nicht. Das durfte doch nicht sein! das nicht, das nicht! Dann hörte sie ihn wieder wegschleichen und die Tür seines Zimmers verriegeln. Schlafen konnte sie nicht mehr. Es war etwas in ihr, das sie nicht schlafen liess, das sie hin und her warf, das in ihr wühlte und ihr die kalte Angst ins Herz jagte. Und doch wieder... Und dann habe sie etwas getan, das sie fast nicht sagen dürfe. Und nun sprach

die Madeleine plötzlich wieder französisch; dieses letzte konnte sie nur in der Sprache über die Lippen bringen, die ihre Muttersprache war: sie stand auf und schob den Riegel ihrer Tür zurück. Aber der Student kam nicht wieder.

Am Morgen fuhr er das Wallis hinauf durch den Lötschberg nach Bern, um dort seine Kameraden zu treffen.

Ja — und dieser Student war aus Mannheim. Er studierte in Heidelberg, aber er wohnte in Mannheim. Von der Stadt habe er ihr viel erzählt, wie wunderbar sie gebaut sei, und dass sie das grösste Schloss in ganz Deutschland habe. Und vom Rhein und vom Neckar.

Der Student also! Darum war die Stadt so schön. Darum waren die Bäume im Schlosspark so grün und der Rhein so stolz und die Strassen und Häuser so lebendig und so vertraut! In einer Liebesgeschichte, in einer, die die Madeleine mühelos verstehen würde, nicht nur weil sie französisch geschrieben ist, habe ich einmal gelesen: « *Quelque chose flottait dans l'air au-dessus de la ville immense et diverse, sans doute une émanation d'âmes aimées — car dans le fond, c'est presque toujours cela qui nous attache aux lieux ou aux objets.* » Der Student also! Wir aber waren fremd in dieser Stadt, für uns war der Rhein schmutzig und träg, die Häuser grau, die Strassen langweilig und der Schlosspark gleichgültig; weil wir in dieser Stadt keine Menschenseele hatten, der wir in Liebe nahestanden und die sie für uns geweiht und geadelt hätte, wie es der Student für die Madeleine getan.

Aber das Lied, das er sang — ob sie es nun gelesen habe? Die Madeleine schüttelte den Kopf: noch nicht, aber

bald! Deswegen sei sie ja nach Deutschland und hierher gekommen, um es lesen zu lernen. Eben hier wolle sie es lernen und nirgend anderswo. Den Studenten habe sie hier nicht getroffen, aber das mache nichts, das habe sie auch gar nicht gehofft. Sie wollte nur hier sein, und überdies müsse sie ja erst das Lied lesen. Wenn sie es gelesen habe, dann dürften wir es auch kennenlernen, versprach sie uns.

Sie hielt ihr Versprechen nicht; sie verliess uns, ehe wir das Lied gesehen. Das Heimweh hatte sie überfallen. Es kam plötzlich über Nacht, sie wusste selber nicht wie. Sie kam eines Morgens müde und übernächtigt mit verweinten Augen ins Zimmer und sagte nur, sie habe Heimweh und müsse nach Hause. Der Sommer sei ja ganz schön gewesen, aber jetzt komme der Winter, und den halte sie nicht aus hier in der grossen fremden Stadt. Wir wollten ihr zureden, wir versprachen ihr dies und das, aber sie blieb dabei. Gegen das Heimweh gibt es keinen Widerspruch. Sie blieb noch ein paar Tage, sie ging müde und still im Hause herum, die Stadt mochte sie nicht mehr sehen; nicht einmal eine Theatervorstellung, zu der wir sie einluden, lockte sie mehr. Und so brachten wir sie eines Morgens zur Bahn, und dann waren wir wieder allein.

Es wäre besser, die Geschichte wäre hier zu Ende. Es wäre zwar kein happy end, aber immerhin, es wäre besser. Es wäre uns eine Enttäuschung erspart geblieben. Als ich ein paar Wochen später eines Abends nach Hause kam, hielt meine Frau ein zerknülltes Stück Papier in der Hand. Sie hatte am Nachmittag im Mädchenzimmer den Ofen nachgese-

hen, er musste auf den Winter instand gesetzt werden; denn wir würden nun doch nicht mehr ohne Mädchen auskommen, nachdem sich meine Frau so an eine Hilfe im Haushalt gewöhnt hatte. Und dabei hatte sie das Papier gefunden. Die Madeleine hatte wohl gedacht, es werde beim ersten Anfeuern des Ofens ungesehen und ungelesen in Flammen aufgehen.

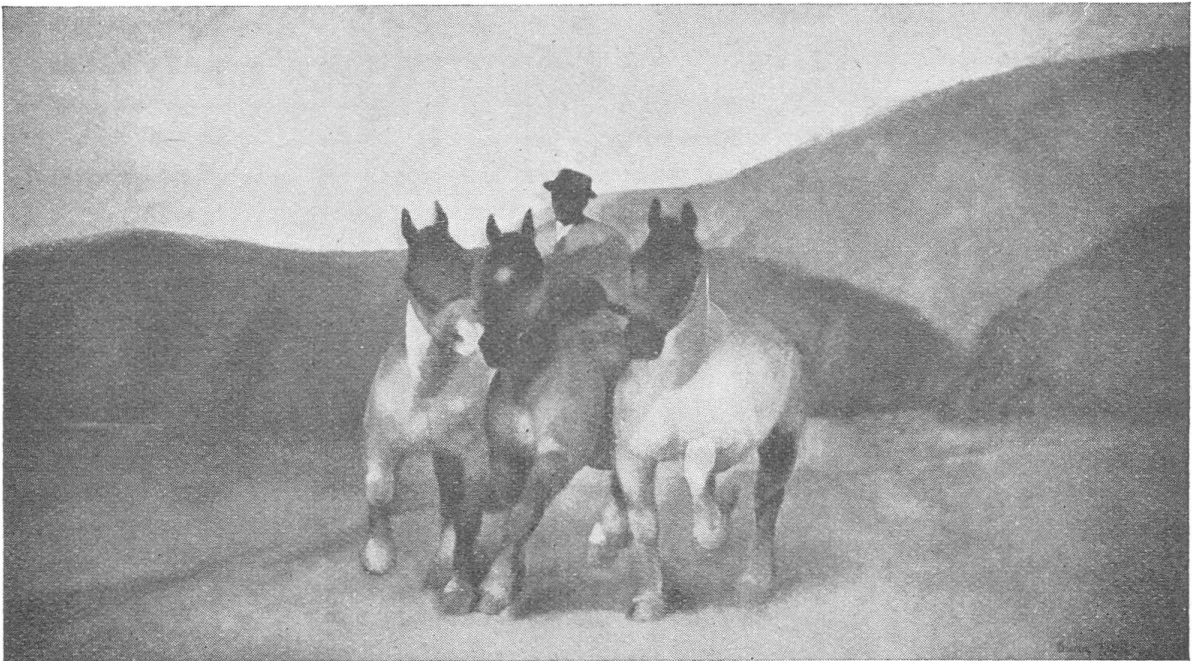
Meine Frau reichte es mir. Es ist das Lied, sagte sie, das Studentenlied der Madeleine. Lies, das war ihr Heimweh! Deswegen ist sie gegangen.

Ein Studentenlied — ich erinnerte mich, es auch schon gehört zu haben. Es ist eines der übermütigsten und leichtfertigsten, und für fahrende Studenten, die sorglos über Land ziehen und dabei ein Mädchen treffen, wie der Student die Madeleine in jenem Walliserdorf, ist es

allerdings wahr, so wahr wie kein anderes. Es fängt an: « Wohlan, die Zeit ist kommen, mein Rösslein muss gesattelt sein... », und die Worte, die immer wiederkehren: « Geh du nur hin, ich hab mein Teil, ich lieb dich nur aus Langerweil, ohne dich kann ich schon leben, ohne dich kann ich schon sein! » « Du meinst, ich tät dich nehmen? » steht auch darin, « Das kommt mir nicht in Sinn! Ich müsst mich deiner schämen, wenn ich in Gsellschaft bin! » Und wieder der böse Schluss: « Geh du nur hin, ich hab mein Teil...! »

Eine grosse Liebe und eine grosse Enttäuschung — das hat es der kleinen Madeleine gebracht, und hat ihr das beste genommen, das der Mensch haben kann: den Glauben an einen andern Menschen.

« Er war ein schlechter Kerl », sagte meine Frau.



Oskar Fröh, Pferde